

Kaiser Franz Joseph

Von Heinrich Zilllich

Vor 50 Jahren. Am 28. Juli 1914, 16 Uhr, erklärte Österreich-Ungarn Serbien den Krieg, nach damaligem Staatsethos berechtigt und doch fahrlässig, denn es entfesselte damit den 1. Weltkrieg, an dem es zerbrach. Es zog in die Katastrophe das ihm bündnistreue Deutsche Reich, das Abendland und unser ganzes Volk hinein. Angesichts dieser Tragödie, die sich im 2. Weltkrieg vollendete und vielleicht noch weitere Schrecken nach sich zieht, sei aus südöstlicher Sicht der Monarch betrachtet, in dessen Gestalt sich die letzte Epoche Österreich-Ungarns verkörperte.

Als ich, knapp vor dem Ersten Weltkrieg, in Kronstadt, der südöstlichsten Stadt seines zweigeteilten Reiches, die Schulbank drückte, lebte niemand mehr, der ihn gehaßt hätte. Selbst die Groß- und Urgroßväter erinnerten sich nicht daran, wie oft sie ihm einst gezürnt hatten. Die Madjaren vergaßen und verziehen es zwar nie, daß der Neunzehnjährige mit Hilfe der Russen ihren Aufstand 1849 zusammengeschlagen hatte, wonach man die rebellischen Generale henkte zum Klang der Hymne „Gott erhalte, Gott beschütze unseren Kaiser“, aber haßten sie Franz Joseph deswegen? Während des Krieges 1917 merkte ich hoch auf dem Pasubiogrät an herübergewelter Zigeunermusik, daß rechts

von uns Kaiserjägern ein ungarisches Regiment Stellung bezogen hatte. Eine Stunde später traf ich auf eine seiner Sturmabteilungen, auf Pußtaburschen, die darüber schimpften, für unfruchtbare Felsen kämpfen zu sollen, aber dann sangen sie ein Lied mit endlosen Strophen. Es schilderte den Aufstieg Franz Josephs vom Rekruten zum Obersten Kriegsherrn. Er sei von seinem Korporal weidlich gehunzt worden; was half's, er wurde doch Gefreiter, wurde Feldwebel und trat nun selbst dem Korporal auf den Kopf, er kletterte von Charge zu Charge, durfte sich schließlich den Marschallslorbeer auf den Kragen nähen, und was er zwischendurch an Heldenstücken leistete, bei Weibern, im Wirtshaus und im Zweikampf mit Italienern, Russen und Serben — die Preußen als Feinde kannte der Volksmund nicht mehr — das war schlechterdings ungeheuerlich und ging auf keine Kuhhaut. Da mußte schon ein Krönungsmantel her. Also beförderte man ihn zum Kaiser.

Wenn sogar Madjaren ihn zum bewunderten Recken ihrer Biwakgesänge wählten, wobei sie ihn Ferenc Jozska — Franz Seppl — nannten, hatte die heilende Zeit ihr verklärendes Werk getan. Ach, er schien uns so alt, daß man ihn, freilich nie mit dem böartigen Spott, dem Wilhelm II. ausgesetzt war, zu belächeln wagte. Die Wiener hießen ihn Prohazka, was so viel bedeutete wie ein harmloser, pensionierter Hausmeister. Man erzählte, er glaube, wir ständen gegen Preußen im Feld. Man lachte in Kasinos darüber, daß er in Schönbrunn, als er ein Liebespaar im peinlichsten Augenblick hinter einem Gebüsch überraschte, den Kopf geschüttelt haben soll: „Ja, macht man das immer noch?“

„Und es hat eine große Zukunft!“

Aber dieser Witz wurde schon auf den guten Franz, den letzten Kaiser des großen deutschen Reiches gemünzt, der sich dann zum ersten österreichischen verringert hatte. Franz Joseph war ganz anders. Ein Kommissknopf freilich, das war er. Einer meiner Freunde ritt als Husaren-Einjähriger mit Offizieren seiner Schwadron im Prater spazieren. Das Pferd bockte genau in der Sekunde, als der Kaiser mit Gefolge vorübertrabte, und der ungeschickte Husar, an die Mähne geklammert, wurde in den Rasen hineingetragen. Wie er wieder bei seinem Rittmeister eintraf, verkündete ihm der wütend, ein Flügeladjutant habe den Befehl überbracht, den Einjährigen mit zwei Wochen Kasernarrest zu bestrafen. „Nicht jeder“, brüstete sich mein Freund zeitlebens voll Stolz, „ist vom Kaiser selbst eingesperrt worden“.

So war das mit dem alten Herrn und seinen Völkern. Als er 1916 starb, wußten wir mit dem Nachfolger nichts anzufangen, der ja auch bloß ein Dragoneroffizier war, seine Frau aber, die Zita, haßten wir alle. Als die Sixtusaffäre, der heimliche Versuch Zitas, Frankreich zum Sonderfrieden auf Kosten Deutschlands zu bewegen, an die Öffentlichkeit drang, fühlten wir uns und die Ehre unserer Armee besudelt, und da geschah es, daß ein Leutnant, der die Schloßwache in Laxenburg zu übernehmen hatte, ernsthaft überlegte, ob es nicht seine Pflicht sei, die „Walische“ niederzuknallen. *Vom, inwischen konnte man diese*

Unter den vielen Soldateneiden, die ich leisten mußte, galt der erste dem greisen Kaiser, als ich im Mai 1916 einrückte. Und wie er am 21. November desselben Jahres die Augen schloß, lag ich im Feldlazarett. Tags zuvor hatte sich eine Schwester mit der winzigen Nachtlampe und einem Buch zu mir gesetzt. Das tat sie immer, wenn es darnach aussah, daß einem das letzte Stündlein drohe. Ich zog mir die Decke über den Kopf; sie streifte sie zur Seite und küßte mich auf die Stirne. Als wäre es der Kuß meiner Mutter gewesen, schlief ich ein und erwachte am Morgen fieberfrei. Nicht ich, Franz Joseph hatte sterben müssen. Offiziere kamen und sagten es uns. Wir schwiegen. Bei Nachrichten, die außer aller Ordnung sind, pflegen Soldaten zunächst zu schweigen. Am Nachmittag hieß uns ein Hauptmann aufstehen und vereidigte uns auf Kaiser Karl. Ich war so schwach, daß mich zwei Wärter stützten. Sie stemmten auch meine Rechte in die Höhe, und der eine klemmte mir seinen nach Karbol riechenden Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger, damit sie schwurgerecht aufragten. Ich fror und zitterte in der ärarischen Unter-

*„Ja wohl, Majestät“,
Antwortete der
Adjutant,*

*affäre, so peinlich
sie bleibt, müßte
zu beisteilen*

hose und im ärarischen, kaum bis zum Nabel reichenden Hemd und schwor schlotternd, Karl zu Wasser, zu Lande und in der Luft ein braver Kriegermann zu sein. In derselben Stunde schworen, jeder in seiner Muttersprache, die Kaiserlichen allesamt, und die meisten hielten sich daran.

Den Eid zu halten, brauchten wir kaum zwei Jahre, dann hatte sich erfüllt, was Ministerpräsident Koerber zu Conrad von Hötzendorf sagte: „Der alte Kaiser war sechzig Jahre lang bemüht, die Monarchie zugrunde zu richten, und hat es nicht zustandegebracht. Dieser junge Herr wird in zwei Jahren damit fertig werden.“

Franz Joseph enttäuschte seine Deutschen oft, die einzigen Untertanen, auf die er sich, vielleicht noch außer auf die Kroaten, voll verlassen konnte, auch wenn manche mit dem Herzen bei Bismarck standen. Er, der im Anfang versuchte, die deutsche Frage zu lösen und wenn nicht Deutscher Kaiser, so doch ein anderswie benanntes Oberhaupt des gesamtdeutschen Reiches zu werden, er, der sich als deutscher Fürst bekannte, war nach der Niederlage bei Königgrätz genötigt, den Madjaren die Mißgeburt eines Zweigespaltenen Staates zuzugestehen. Seither erschöpfte sich seine Weisheit in der Treue zur Verfassung, die den Madjaren volle Unabhängigkeit in ihrem Land zusprach, worauf sie sich bemühten, alle anderen Bewohner, die Mehrheit der Bevölkerung, mit Druck oder durch Schlaueit zu madjarisieren. *Sie sähen dafür seit 1918 bis zum heutigen Tag*

Seine Verfassungstreue machte den Kaiser zum Sternbild, das niemand antastete. Wie die Milchstraße glänzte sein weißer Backenbart väterlich auf uns nieder. Was schlecht im Staate war, die Eigensucht Budapests, das Fortwursteln in Wien, die unheimliche Geschäftigkeit zahlloser Politiker, das ehrwürdige Haus so vieler Völker einzureißen, das lastete man dem Kaiser nicht an. Die Deutschen dankten ihm aber mit Liebe, weil er wenigstens die Armee, das einzige noch einheitliche Gebilde, ~~das~~ nach Stil, Kommando- *- welches* sprache und Ehrauffassung unverändert bewies, daß es eine Schöpfung aus dem Geist deutscher Reichhaftigkeit war, frei hielt vom politischen Unsinn und die Ungarn unbeugsam abwehrte, die auch da zu teilen wünschten.

Ein freigebiger, nobler, aber auch harter Mann, den eine Lawine von Schicksalsschlägen nicht niederwarf! Sein Sohn bereitete sich selbst ein unrühmliches Ende. Seine von ihm geliebte Frau war, von der Sentimentalität des Volkes verherrlicht, eine naiv romantische unruhige Wandererin und starb, erstochen von einem Anarchisten. Die Erzherzöge bereiteten manchen Ärger. Franz Ferdinand, der finstere, begabte, der vielleicht die Rettung gebracht hätte, wurde ebenfalls ermordet; nie zog das Blut eines Fürsten so ungeheure Fluten von Blut nach sich. Doch der alte Monarch wankte nicht. Fröhlich saß er am Arbeitstisch, abends wuschte er ihn selbst ab. Und als er, schon sterbend, aufrecht saß und sich die Erzherzogin Zita zum Besuch meldete, wollte er den Waffenrock anziehen, denn noch nie habe er eine Dame in Hauskleidung empfangen.

Ein Herr! Bei lebendigem Leib eine Legende, ein Arbeiter zugleich, bis in die letzte Faser pflichtversklavt, wußte er, daß es mit seinem Reich bergab ging; mußte es untergehen, so sollte dies, äußerte er, mit Anstand geschehen.

Wir am südöstlichen Saum seiner Staaten blickten auf ihn, auf das Gestirn, doch wir lugten auch hinüber zum lebendigeren Kaiser in Berlin. Weil wir Grenzbewohner das Ganze ständig fühlten, waren für uns die Herrschaftsräume beider Kaiser zusammen erst das eigentliche Reich, das seit Karl dem Großen gültige, stets den Deutschen aufgetragene, mehrfach verspielte und stets wiederkehrende. Es hatte sich durch Ungunst vorübergehend aufgespalten in zwei Blöcke, jeder mit einem Teilkaiser, die dioskurisch verbunden bleiben mußten, so dachte man weniger, so fühlte man bei uns, und es war eine völkerumfassende, allen gerechte Gesinnung, sie war abendländisch. Der Kaiser empfand das sicherlich nicht viel anders. Und Bismarck, nicht der junge, sondern der reichhaft gewordene, bestätigte dieselbe Schau durch das Bündnis mit Österreich. Hätte der greise

Stern in Schönbrunn Bismarck zum Diener gehabt, so wäre das weite Reich vielleicht zusammengewachsen. Das preußische Fundament reichte dafür nicht aus.

Nun sind ~~viele~~ Jahre verstrichen, seitdem dieser nicht große, wenig herzenswarme, zuletzt wie ein ferne wohnender Großvater von zwölf Völkern mit Rührung geliebte Kaiser seinen kurzsichtigen Dienern gestattete, den 1. Weltkrieg zu eröffnen. Als er zwei Jahre später starb, schossen die Geschütze aller Kontinente zu seinem Begräbnis Salut. Er zog, wie jeder Habsburger als armer Erdenpilger angemeldet, in die Kapuzinergruft ein, wo man nachher um seinen Sarkophag eine scheußliche Kachelverzierung an die Wände klebte, die an ein Badezimmer erinnert.

Seine Zeit hatte keinen Stil. Er hatte ihn. Er war überhaupt nur noch Stil und Haltung, etwas eng und bürokratisch, ein Herrscher alter Schule. Ihn erfüllte der Glaube an sein Gottesgnadentum ganz. Die Tragik des Untergangs schmälerte seine Würde nicht. Als das Tor ~~der~~ Gruff, in ~~der~~ ein Dutzend Deutscher Kaiser ruht, hinter ihm zuflut, stürzten die Mauern eines kaiserlichen Jahrtausends ein. Die Könige versanken mit ihm. Die den Titel noch tragen, sind Generaldirektoren, gebunden an den Willen ihres Aufsichtsrates. Es gibt keine Könige mehr, geschweige denn Kaiser.

Als Franz Joseph starb, kreiste unser Erdteil schon lange in den Wehen einer Neugeburt. Wir wissen nicht, ob schließlich ein Monstrum zutage tritt oder der große ordnende Gedanke, der die Völker wieder eint und sie wie einst nach dem Kaiserthron aufschauen läßt zu einer alle verkörpernden Mitte oder ob es sich bewahrheitet, was Hofmiller sagte, daß im Jahre 2000 die Chinesen über den Rhein setzen werden, um die letzten Slawen aus Frankreich zu vertreiben.

Der letzte Habsburger Herrscher, der Erwähnung verdient, schuf nichts Neues, nichts Fortwirkendes, er war nur noch da; das genügte, um zwölf Völker zusammenzuhalten, die darauf warteten, zum Teufel zu laufen, glattweg zum Teufel, wie wir heute wissen.

Hätte Gott ihm schöpferisches Genie ins kühle Blut eingefloßt, vielleicht wäre er der Atlas geworden, um die Gemeinschaft aller Deutschen zu tragen. Er wollte es, so lang er jung war und ehe Bismarck nur einen Teil von ihnen zusammenschließen konnte. Hätte er Glück gehabt — die Welt wäre heute heiler. Nicht an Bismarck lag es, daß Europa zerfiel, nicht an Wilhelm II., noch allein an seinen Gegnern, es lag wesentlich auch an den zwölf Völkern, die sich souverän erklärten, weil kein Kaiser mehr da war, nachdem Franz Joseph die Augen geschlossen hatte. Vordem, ohne es zu begreifen, Stützpfeiler des Abendlandes unter dem Zepter und der Idee des Reiches, sogar noch unter der österreichischen Krone, rannten sie nun durcheinander wie losgelassene Narren, wehrlos jedes einzelne, rannten ins Unheil, das fünfundzwanzig Jahre später sie alle ereilte.

Der Zweite Weltkrieg entstand, weil die Friedensverträge von 1919 frevelhaft und töricht waren, ein fortdauernder Anschlag aufs Abendland, eine Quelle des Unfriedens. Und wieder tat ein Österreicher, Adolf Hitler, den ersten Schritt zum Krieg, indem er den deutsch-polnischen Konflikt zur blutigen Auseinandersetzung steigerte, worauf der von ihm nicht gewünschte allgemeine Krieg durch Englands und Frankreichs Kriegserklärung ans Reich entbrannte und sich weiterfraß.

Man kämpfte vor allem um die Landschaft der zerborstenen Pfeiler des Abendlandes in Osteuropa. Und dort sitzt nun das rote Rußland. Es wird dort bleiben, bis sich die Herzen der Unterjochten in Vulkane verwandeln. Oder es zieht das sarmatische Grau bis zur Biskaya und übers Weltmeer. Nicht nur Hofmiller, auch Grillparzer hat uns dieses Menetekel an die Wand geschrieben.

Die Entscheidung darüber, welches Los uns zufallen wird, halten die westlichen Staaten, wir und unsere Kinder in Händen. Wer sieht, wie einige Ideologen und Intellektuelle, allesamt tyrannische Spießbürger im Bann ihrer engen Schlagwörter und Geglauheiten, mächtige Spießbürger, weil sie über die Mittel der Meinungsmache gebieten, un-

unterbrochen im deutschen Volk Blindheit, Unsicherheit, Unterwürfigkeit, Dummheit und Unsittlichkeit zu verbreiten trachten, wer das sieht und die Folgen bedenkt, dem graut's! Ist Gott uns aber gnädig, so betreibt hier nur jener Ungeist sein Geschäft, der stets zuletzt den siegreichen Widerstand gegen sich selbst weckt und das Volk zur Besinnung zwingt.

Handwritten notes:
Zurückfall
Lr. Traum
mehr als ein

Kaiser Franz Joseph

Von Heinrich Zillrich

~~Vor 90 Jahren~~, am 28. Juli 1914, 16 Uhr, erklärte Österreich-Ungarn Serbien den Krieg, nach damaligem Staatsethos berechtigt und doch fahrlässig, denn es entfesselte damit den 1. Weltkrieg, an dem es zerbrach. Es zog in die Katastrophe das ihm bündnistreue Deutsche Reich, das Abendland und unser ganzes Volk hinein. Angesichts dieser Tragödie, die sich im 2. Weltkrieg vollendete und vielleicht noch weitere Schrecken nach sich zieht, sei aus südostdeutscher Sicht der Monarch betrachtet, in dessen Gestalt sich die letzte Epoche Österreich-Ungarns verkörperte.

Als ich, knapp vor dem Ersten Weltkrieg, in Kronstadt, der südöstlichsten Stadt seines zweigeteilten Reiches, die Schulbank drückte, lebte niemand mehr, der ihn gehaßt hätte. Selbst die Groß- und Urgroßväter erinnerten sich nicht daran, wie oft sie ihm einst gezürnt hatten. Die Madjaren vergaßen und verziehen es zwar nie, daß der Neunzehnjährige mit Hilfe der Russen ihren Aufstand 1849 zusammengeschlagen hatte, wonach man die rebellischen Generale henkte zum Klang der Hymne „Gott erhalte, Gott beschütze unseren Kaiser“, aber haßten sie Franz Joseph deswegen? Während des Krieges merkte ich hoch auf dem Pasubiograt an herübergewelter Zigeunermusik, daß rechts

von uns Kaiserjägern ein ungarisches Regiment Stellung bezogen hatte. Eine Stunde später traf ich auf eine seiner Sturmabteilungen, auf Pußtaburschen, die darüber schimpften, für unfruchtbare Felsen kämpfen zu sollen, aber dann sangen sie ein Lied mit endlosen Strophen. Es schilderte den Aufstieg Franz Josephs vom Rekruten zum Obersten Kriegsherrn. Er sei von seinem Korporal weidlich gehunzt worden; was half's, er wurde doch Gefreiter, wurde Feldwebel und trat nun selbst dem Korporal auf den Kopf, er kletterte von Charge zu Charge, durfte sich schließlich den Marschallsorbeer auf den Kragen nähen, und was er zwischendurch an Heldenstücken leistete, bei Weibern, im Wirtshaus und im Zweikampf mit Italienern, Russen und Serben — die Preußen als Feinde kannte der Volksmund nicht mehr — das war schlechterdings ungeheuerlich und ging auf keine Kuhhaut. Da mußte schon ein Krönungsmantel her. Also beförderte man ihn zum Kaiser.

Wenn sogar Madjaren ihn zum bewunderten Recken ihrer Biwakgesänge wählten, wobei sie ihn Ferenc Jozska — Franz Seppl — nannten, hatte die heilende Zeit ihr verklärendes Werk getan. Ach, er schien uns so alt, daß man ihn, freilich nie mit dem böserartigen Spott, dem Wilhelm II. ausgesetzt war, zu belächeln wagte. Die Wiener hießen ihn Prohazka, was so viel bedeutete wie ein harmloser, pensionierter Hausmeister. Man erzählte, er glaube, wir ständen gegen Preußen im Feld. Man lachte in Kasinos darüber, daß er in Schönbrunn, als er ein Liebespaar im peinlichsten Augenblick hinter einem Gebüsch überraschte, den Kopf geschüttelt haben soll: „Ja, macht man das immer noch?“

Aber dieser Witz wurde schon auf den guten Franz, den letzten Kaiser des großen deutschen Reiches gemünzt, der sich dann zum ersten österreichischen verringert hatte. Franz Joseph war ganz anders. Ein Kommißknopf freilich, das war er. Einer meiner Freunde ritt als Husaren-Einjähriger mit Offizieren seiner Schwadron im Prater spazieren. Das Pferd bockte genau in der Sekunde, als der Kaiser mit Gefolge vorübertrabte, und der ungeschickte Husar, an die Mähne geklammert, wurde in den Rasen hineingetragen. Wie er wieder bei seinem Rittmeister eintraf, verkündete ihm der wütend, ein Flügeladjutant habe den Befehl überbracht, den Einjährigen mit zwei Wochen Kasernarrest zu bestrafen. „Nicht jeder“, brüstete sich mein Freund zeitlebens voll Stolz, „ist vom Kaiser selbst eingesperrt worden“.

So war das mit dem alten Herrn und seinen Völkern. Als er 1916 starb, wußten wir mit dem Nachfolger nichts anzufangen, der ja auch bloß ein Dragoneroffizier war, seine Frau aber, die Zita, haßten wir alle. Als die Sixtusaffäre, der heimliche Versuch Zitas, Frankreich zum Sonderfrieden auf Kosten Deutschlands zu bewegen, an die Öffentlichkeit drang, fühlten wir uns und die Ehre unserer Armee besudelt, und da geschah es, daß ein Leutnant, der die Schloßwache in Laxenburg zu übernehmen hatte, ernsthaft überlegte, ob es nicht seine Pflicht sei, die „Walische“ niederzunknallen. *Nun, inzwischen konnte man, auch diese*

Unter den vielen Soldateneiden, die ich leisten mußte, galt der erste dem greisen Kaiser, als ich im Mai 1916 einrückte. Und wie er am 21. November desselben Jahres die Augen schloß, lag ich im Feldlazarett. Tags zuvor hatte sich eine Schwester mit der winzigen Nachtlampe und einem Buch zu mir gesetzt. Das tat sie immer, wenn es darnach aussah, daß einem das letzte Stündlein drohe. Ich zog mir die Decke über den Kopf; sie streifte sie zur Seite und küßte mich auf die Stirne. Als wäre es der Kuß meiner Mutter gewesen, schlief ich ein und erwachte am Morgen fieberfrei. Nicht ich, Franz Joseph hatte sterben müssen. Offiziere kamen und sagten es uns. Wir schwiegen. Bei Nachrichten, die außer aller Ordnung sind, pflegen Soldaten zunächst zu schweigen. Am Nachmittag hieß uns ein Hauptmann aufstehen und vereidigte uns auf Kaiser Karl. Ich war so schwach, daß mich zwei Wärter stützten. Sie stemmten auch meine Rechte in die Höhe, und der eine klemmte mir seinen nach Karbol riechenden Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger, damit sie schwurgerecht aufragten. Ich fror und zitterte in der ärarischen Unter-

*affäre, so peinlich
sie bleibt
müßte zu
bestehen.*

hose und im ärarischen, kaum bis zum Nabel reichenden Hemd und schwor schlotternd, Karl zu Wasser, zu Lande und in der Luft ein braver Kriegermann zu sein. In derselben Stunde schworen, jeder in seiner Muttersprache, die Kaiserlichen allesamt, und die meisten hielten sich daran.

Den Eid zu halten, brauchten wir kaum zwei Jahre, dann hatte sich erfüllt, was Ministerpräsident Koerber zu Conrad von Hötzendorf sagte: „Der alte Kaiser war sechzig Jahre lang bemüht, die Monarchie zugrunde zu richten, und hat es nicht zustandegebracht. Dieser junge Herr wird in zwei Jahren damit fertig werden.“

Franz Joseph enttäuschte seine Deutschen oft, die einzigen Untertanen, auf die er sich, vielleicht noch außer auf die Kroaten, voll verlassen konnte, auch wenn manche mit dem Herzen bei Bismarck standen. Er, der im Anfang versuchte, die deutsche Frage zu lösen und wenn nicht Deutscher Kaiser, so doch ein anderswie benanntes Oberhaupt des gesamtdeutschen Reiches zu werden, er, der sich als deutscher Fürst bekannte, war nach der Niederlage bei Königgrätz genötigt, den Madjaren die Mißgeburt eines zweigespaltenen Staates zuzugestehen. Seither erschöpfte sich seine Weisheit in der Treue zur Verfassung, die den Madjaren volle Unabhängigkeit in ihrem Land zusprach, worauf sie sich bemühten, alle anderen Bewohner, die Mehrheit der Bevölkerung, mit Druck oder durch Schlaueit zu madjarisieren.

Seine Verfassungstreue machte den Kaiser zum Sternbild, das niemand antastete. Wie die Milchstraße glänzte sein weißer Backenbart väterlich auf uns nieder. Was schlecht im Staate war, die Eigensucht Budapests, das Fortwursteln in Wien, die unheimliche Geschäftigkeit zahlloser Politiker, das ehrwürdige Haus so vieler Völker einzureißen, das lastete man dem Kaiser nicht an. Die Deutschen dankten ihm aber mit Liebe, weil er wenigstens die Armee, das einzige noch einheitliche Gebilde, das nach Stil, Kommandosprache und Ehrauffassung unverändert bewies, daß es eine Schöpfung aus dem Geist deutscher Reichhaftigkeit war, frei hielt vom politischen Unsinn und die Ungarn unbeugsam abwehrte, die auch da zu teilen wünschten.

Ein freigeiger, nobler, aber auch harter Mann, den eine Lawine von Schicksalsschlägen nicht niederwarf! Sein Sohn bereitete sich selbst ein unrühmliches Ende. Seine von ihm geliebte Frau war, von der Sentimentalität des Volkes verherrlicht, eine naiv romantische unruhige Wandererin und starb, erstochen von einem Anarchisten. Die Erzherzöge bereiteten manchen Ärger. Franz Ferdinand, der finstere, begabte, der vielleicht die Rettung gebracht hätte, wurde ebenfalls ermordet; nie zog das Blut eines Fürsten so ungeheuere Fluten von Blut nach sich. Doch der alte Monarch wankte nicht. Fröhlich saß er am Arbeitstisch, abends wuschte er ihn selbst ab. Und als er, schon sterbend, aufrecht saß und sich die Erzherzogin Zita zum Besuch meldete, wollte er den Waffenrock anziehen, denn noch nie habe er eine Dame in Hauskleidung empfangen.

Ein Herr! Bei lebendigem Leib eine Legende, ein Arbeiter zugleich, bis in die letzte Faser pflichtversklavt, wußte er, daß es mit seinem Reich bergab ging; mußte es untergehen, so sollte dies, äußerte er, mit Anstand geschehen.

Wir am südöstlichen Saum seiner Staaten blickten auf ihn, auf das Gestirn, doch wir lugten auch hinüber zum lebendigeren Kaiser in Berlin. Weil wir Grenzbewohner das Ganze ständig fühlten, waren für uns die Herrschaftsräume beider Kaiser zusammen erst das eigentliche Reich, das seit Karl dem Großen gültige, stets den Deutschen aufgetragene, mehrfach verspielte und stets wiederkehrende. Es hatte sich durch Ungunst vorübergehend aufgespalten in zwei Blöcke, jeder mit einem Teilkaiser, die dioskurisch verbunden bleiben mußten, so dachte man weniger, so fühlte man bei uns, und es war eine völkerumfassende, allen gerechte Gesinnung, sie war abendländisch. Der Kaiser empfand das sicherlich nicht viel anders. Und Bismarck, nicht der junge, sondern der reichhaft gewordene, bestätigte dieselbe Schau durch das Bündnis mit Österreich. Hätte der greise

Stern in Schönbrunn Bismarck zum Diener gehabt, so wäre das weite Reich vielleicht zusammengewachsen. Das preußische Fundament reichte dafür nicht aus.

Nun sind fünfzig Jahre verstrichen, seitdem dieser nicht große, wenig herzenswarme, zuletzt wie ein ferne wohnender Großvater von zwölf Völkern mit Rührung geliebte Kaiser seinen kurzsichtigen Dienern gestattete, den 1. Weltkrieg zu eröffnen. Als er zwei Jahre später starb, schossen die Geschütze aller Kontinente zu seinem Begräbnis Salut. Er zog, wie jeder Habsburger als armer Erdenpilger angemeldet, in die Kapuzinergruft ein, wo man nachher um seinen Sarkophag eine scheußliche Kachelverzierung an die Wände klebte, die an ein Badezimmer erinnert.

Seine Zeit hatte keinen Stil. Er hatte ihn. Er war überhaupt nur noch Stil und Haltung, etwas eng und bürokratisch, ein Herrscher alter Schule. Ihn erfüllte der Glaube an sein Gottesgnadentum ganz. Die Tragik des Untergangs schmälerte seine Würde nicht. Als das Tor der Gruft, in der ein Dutzend Deutscher Kaiser ruht, hinter ihm zufiel, stürzten die Mauern eines kaiserlichen Jahrtausends ein. Die Könige versanken mit ihm. Die den Titel noch tragen, sind Generaldirektoren, gebunden an den Willen ihres Aufsichtsrates. Es gibt keine Könige mehr, geschweige denn Kaiser.

Als Franz Joseph starb, kreiste unser Erdteil schon lange in den Wehen einer Neugeburt. Wir wissen nicht, ob schließlich ein Monstrum zutage tritt oder der große ordnende Gedanke, der die Völker wieder eint und sie wie einst nach dem Kaiserthron aufschauen läßt zu einer alle verkörpernden Mitte oder ob es sich bewahrheitet, was Hofmiller sagte, daß im Jahre 2000 die Chinesen über den Rhein setzen werden, um die letzten Slawen aus Frankreich zu vertreiben.

Der letzte Habsburger Herrscher, der Erwähnung verdient, schuf nichts Neues, nichts Fortwirkendes, er war nur noch da; das genügte, um zwölf Völker zusammenzuhalten, die darauf warteten, zum Teufel zu laufen, glattweg zum Teufel, wie wir heute wissen.

Hätte Gott ihm schöpferisches Genie ins kühle Blut eingefloßt, vielleicht wäre er der Atlas geworden, um die Gemeinschaft aller Deutschen zu tragen. Er wollte es, so lang er jung war und ehe Bismarck nur einen Teil von ihnen zusammenschließen konnte. Hätte er Glück gehabt — die Welt wäre heute heiler. Nicht an Bismarck lag es, daß Europa zerfiel, nicht an Wilhelm II., noch allein an seinen Gegnern, es lag wesentlich auch an den zwölf Völkern, die sich souverän erklärten, weil kein Kaiser mehr da war, nachdem Franz Joseph die Augen geschlossen hatte. Vordem, ohne es zu begreifen, Stützpfeiler des Abendlandes unter dem Zepter und der Idee des Reiches, sogar noch unter der österreichischen Krone, rannten sie nun durcheinander wie losgelassene Narren, wehrlos jedes einzelne, rannten ins Unheil, das fünfundzwanzig Jahre später sie alle ereilte.

Der Zweite Weltkrieg entstand, weil die Friedensverträge von 1919 frevelhaft und töricht waren, ein fortdauernder Anschlag aufs Abendland, eine Quelle des Unfriedens. Und wieder tat ein Österreicher, Adolf Hitler, den ersten Schritt zum Krieg, indem er den deutsch-polnischen Konflikt zur blutigen Auseinandersetzung steigerte, worauf der von ihm nicht gewünschte allgemeine Krieg durch Englands und Frankreichs Kriegserklärung ans Reich entbrannte und sich weiterfraß.

Man kämpfte vor allem um die Landschaft der zerborstenen Pfeiler des Abendlandes in Osteuropa. Und dort sitzt nun das rote Rußland. Es wird dort bleiben, bis sich die Herzen der Unterjochten in Vulkane verwandeln. Oder es zieht das sarmatische Grau bis zur Biskaya und übers Weltmeer. Nicht nur Hofmiller, auch Grillparzer hat uns dieses Menetekel an die Wand geschrieben.

Die Entscheidung darüber, welches Los uns zufallen wird, halten die westlichen Staaten, wir und unsere Kinder in Händen. Wer sieht, wie einige Ideologen und Intellektuelle, allesamt tyrannische Spießbürger im Bann ihrer engen Schlagwörter und Geglauheiten, mächtige Spießbürger, weil sie über die Mittel der Meinungsmache gebieten, un-

unterbrochen im deutschen Volk Blindheit, Unsicherheit, Unterwürfigkeit, Dummheit und Unsittlichkeit zu verbreiten trachten, wer das sieht und die Folgen bedenkt, dem graut's! Ist Gott uns aber gnädig, so betreibt hier nur jener Ungeist sein Geschäft, der stets zuletzt den siegreichen Widerstand gegen sich selbst weckt und das Volk zur Besinnung zwingt.

Südwestdeutsche Freischlagsblätter, München, 1906, S. 130-134

Erzherzog Franz Ferdinand

Ein Rückblick auf den Beginn des Ersten Weltkrieges
vor 50 Jahren

Von General-Staatsarchivar Rudolf Kießling

Ehe auf die den Umbau der Donaumonarchie bezughabenden Pläne des Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand eingegangen wird, soll eine kurze Charakterisierung seiner Wesenseigenschaften sowie seiner Einstellung zum Gesamtreich und zu den verschiedenen Nationalitäten vorangeschickt werden.

Franz Ferdinand war der älteste Sohn des jüngeren Bruders von Franz Joseph, des Erzherzogs Carl Ludwig und dessen Gemahlin Erzherzogin Maria Annunciata, somit ein Neffe des Monarchen. Er verfügte über einen überdurchschnittlich scharfen Verstand, eine blitzartige Auffassungsgabe und wußte stets das Wesentliche eines politischen oder militärischen Problems treffsicher zu erkennen. Die bei einer Prinzerziehung meistens vorhandenen Bildungslücken hatte der Erzherzog wohl selbst empfunden. In seinen jungen Jahren fehlte ihm jedoch infolge mancher Ablenkungen, vor allem wegen seiner Jagdleidenschaft, die Sammlung zum Selbststudium. Später, als er schon in verantwortungsvollen Stellungen war und als er nach dem Tode des Kronprinzen Rudolf als Thronerbe in Betracht kam, bemühte er sich ernstlich, alle auf die recht komplizierte Verwaltung der Doppelmonarchie bezüglichen Gesetze und Einrichtungen kennenzulernen, über die er sich mit Vorliebe von Fachmännern Vorträge halten ließ.

Franz Ferdinand schrieb einen klassisch klaren Stil und verstand es, seine Anträge und Vorschläge politischen und militärischen Inhaltes, wenn er sie selbst entwarf, in logischer und unmißverständlicher Weise zu verfassen. Dagegen war ihm Sprachtalent versagt geblieben. Er beherrschte Französisch vollkommen und konnte sich auch italienisch ganz gut verständigen. Tschechisch sprach er gerade noch „zum Truppendienst genügend“. Das Erlernen der ungarischen Sprache bereitete ihm aber, obwohl sich ein ungarischer Geistlicher stets in seinem Hofstaat befand, Schwierigkeiten, nicht zuletzt wegen seiner, die chauvinistischen Tendenzen der Madjaren scharf ablehnenden Antipathie gegen dieses Volk. Und als er während seines mehrjährigen Lungenleidens aus Budapester Zeitungen den Wunsch entnehmen konnte, daß er niemals zur Regierung gelangen möge, steigerte sich diese Abneigung, die sich mitunter in cholerischen Zornesausbrüchen kundtat, zum unaustilgbaren Haß.

Auch den Polen, bei denen Franz Ferdinand nicht ohne Berechtigung ähnliche Charaktereigenschaften wie bei den Madjaren zu erkennen glaubte, begegnete er mit deutlicher Abneigung, schon wegen ihrem Streben, durch Unterdrückung der kulturell tieferstehenden Ruthenen die Suprematie in ganz Galizien zu erlangen. Sogar für die Tschechen, die seit der Verweigerung einer den Madjaren ähnlichen Sonderstellung für Böhmen der Wiener Regierung in dauernder Opposition gegenüberstanden, konnte er sich — entgegen anderslautenden Ausstreunungen — nicht erwärmen. Er unterhielt allerdings gute Beziehungen zum begüterten Hochadel Böhmens tschechischer und deutscher Volks-

Südostdeutsche Vierteljahresblätter

Sonderdruck

aus Heft Nr. 3 / 1964



Die unbekannte deutsche Mutter

Zwei Jahre nach dem Waffenstillstand wurde in München eine Ruine abgetragen. Als man durch die Trümmer in den Keller vordrang, erkannten die Arbeiter, daß er durch einen Wasserrohrbruch in der Unheilsnacht überschwemmt worden war. Sie zogen Skelette aus dem dunklen Gelaß; da erblickten sie hinten, wo die Decke gehalten hatte, erschauernd ein ungeheuerliches Bild.

In modernem Kleid lehnte das Gerippe einer Frau an der Wand und hielt in emporgestreckten Händen die umhüllten Reste eines Säuglings über den Kopf hinauf. Unbegreiflich, daß dies möglich war; so aber stand wahrhaftig das Knochengerüst der Mutter und trug das Kind.

Als das Wasser in den Keller flutete, hatte sie, des eigenen Todes gewiß, nur einen Gedanken, ihr Kleines zu retten, und hob es, so hoch sie konnte. Ihr Wille war mächtig genug, daß er den Körper zwang nicht umzustürzen, als sie ertrank; und jahrelang hielten, bis die Arbeiter eindringen, die steifen Arme das Kind, das desselben Todes starb, denn Gott ist unfassbar in seiner Güte, doch im Schrecklichen auch, und das Opfer der Mutter blieb vergeblich.

Obleich das großartige Bild der Liebe, als die frische Luft es berührte, mit beinernem Klirren plötzlich zusammenfiel zu einem Häuflein Knochen und Lumpen, bleibe es uns aufgerichtet vor den Augen für alle Zukunft: eine gekreuzigte Mutter, in hochgereckten Händen im Tode ihr Kind noch haltend, damit es gerettet werde. Niemand wußte ihren Namen mehr. Es war die unbekannte deutsche Mutter des letzten Krieges.

*

Empor aus dem ungeweihten Grab unserer Liebsten, die man wie Samen ins Erdreich der Heimat stampfte, keime uns allen die Frucht des erneuerten Rechts und die bessere Zukunft.

Märtyrer der Ostdeutschen, erhebt euch vom Schlaf, pocht an die Herzen der Welt, befreit uns das Abendland!

Aus der Totenehrung beim 1. Bundeskongreß der Ostdeutschen in der Paulskirche zu Frankfurt am 1. Juli 1951

Kaiser Franz Joseph

Von Heinrich Zillich

21. November 1916, starb der Kaiser in Schönbrunn.
Vor 50 Jahren, am 28. Juli 1914, 16 Uhr, erklärte Österreich-Ungarn Serbien den Krieg, nach damaligem Staatsethos berechtigt und doch fahrlässig, denn es entfesselte damit den 1. Weltkrieg, an dem es zerbrach. Es zog in die Katastrophe das ihm bündnistreue Deutsche Reich, das Abendland und unser ganzes Volk hinein. Angesichts dieser Tragödie, die sich im 2. Weltkrieg vollendete und vielleicht noch weitere Schrecken nach sich zieht, sei aus südostdeutscher Sicht der Monarch betrachtet, in dessen Gestalt sich die letzte Epoche Österreich-Ungarns verkörperte.

Als ich, knapp vor dem Ersten Weltkrieg, in Kronstadt, der südöstlichsten Stadt seines zweigeteilten Reiches, die Schulbank drückte, lebte niemand mehr, der ihn gehaßt hätte. Selbst die Groß- und Urgroßväter erinnerten sich nicht daran, wie oft sie ihm einst gezürnt hatten. Die Madjaren vergaßen und verziehen es zwar nie, daß der Neunzehnjährige mit Hilfe der Russen ihren Aufstand 1849 zusammengeschlagen hatte, wonach man die rebellischen Generale henkte zum Klang der Hymne „Gott erhalte, Gott beschütze unseren Kaiser“, aber haßten sie Franz Joseph deswegen? Während des Krieges merkte ich hoch auf dem Pasubiograt an herübergewelter Zigeunermusik, daß rechts

von uns Kaiserjägern ein ungarisches Regiment Stellung bezogen hatte. Eine Stunde später traf ich auf eine seiner Sturmabteilungen, auf Pußtaburschen, die darüber schimpften, für unfruchtbare Felsen kämpfen zu sollen, aber dann sangen sie ein Lied mit endlosen Strophen. Es schilderte den Aufstieg Franz Josephs vom Rekruten zum Obersten Kriegsherrn. Er sei von seinem Korporal weidlich gehunzt worden; was half's, er wurde doch Gefreiter, wurde Feldwebel und trat nun selbst dem Korporal auf den Kopf, er kletterte von Charge zu Charge, durfte sich schließlich den Marschallslorbeer auf den Kragen nähen, und was er zwischendurch an Heldenstücken leistete, bei Weibern, im Wirtshaus und im Zweikampf mit Italienern, Russen und Serben — die Preußen als Feinde kannte der Volksmund nicht mehr — das war schlechterdings ungeheuerlich und ging auf keine Kuhhaut. Da mußte schon ein Krönungsmantel her. Also beförderte man ihn zum Kaiser.

Wenn sogar Madjaren ihn zum bewunderten Recken ihrer Biwakgesänge wählten, wobei sie ihn Ferenc Józsa — Franz Seppl — nannten, hatte die heilende Zeit ihr verklärendes Werk getan. Ach, er schien uns so alt, daß man ihn, freilich nie mit dem böseartigen Spott, dem Wilhelm II. ausgesetzt war, zu belächeln wagte. Die Wiener hießen ihn Prohazka, was so viel bedeutete wie ein harmloser, pensionierter Hausmeister. Man erzählte, er glaube, wir ständen gegen Preußen im Feld. Man lachte in Kasinos darüber, daß er in Schönbrunn, als er ein Liebespaar im peinlichsten Augenblick hinter einem Gebüsch überraschte, den Kopf geschüttelt haben soll: „Ja, macht man das immer noch?“

Aber dieser Witz wurde schon auf den guten Franz, den letzten Kaiser des großen deutschen Reiches gemünzt, der sich dann zum ersten österreichischen verringert hatte. Franz Joseph war ganz anders. Ein Kommißknopf freilich, das war er. Einer meiner Freunde ritt als Husaren-Einjähriger mit Offizieren seiner Schwadron im Prater spazieren. Das Pferd bockte genau in der Sekunde, als der Kaiser mit Gefolge vorübertrabte, und der ungeschickte Husar, an die Mähne geklammert, wurde in den Rasen hineingetragen. Wie er wieder bei seinem Rittmeister eintraf, verkündete ihm der wütende, ein Flügeladjut hat den Befehl überbracht, den Einjährigen mit zwei Wochen Kasernarrest zu bestrafen. „Nicht jeder“, brüstete sich mein Freund zeitlebens voll Stolz, „ist vom Kaiser selbst eingesperrt worden“.

So war das mit dem alten Herrn und seinen Völkern. Als er 1916 starb, wußten wir mit dem Nachfolger nichts anzufangen, der ja auch bloß ein Dragoneroffizier war, seine Frau aber, die Zita, haßten wir alle. Als die Sixtusaffäre, der heimliche Versuch Zitas, Frankreich zum Sonderfrieden auf Kosten Deutschlands zu bewegen, an die Öffentlichkeit drang, fühlten wir uns und die Ehre unserer Armee besudelt, und da geschah es, daß ein Leutnant, der die Schloßwache in Laxenburg zu übernehmen hatte, ernsthaft überlegte, ob es nicht seine Pflicht sei, die „Walische“ niederzukulnallen.

Unter den vielen Soldateneiden, die ich leisten mußte, galt der erste dem greisen Kaiser, als ich im Mai 1916 einrückte. Und wie er am 21. November desselben Jahres die Augen schloß, lag ich im Feldlazarett. Tags zuvor hatte sich eine Schwester mit der winzigen Nachtlampe und einem Buch zu mir gesetzt. Das tat sie immer, wenn es danach aussah, daß einem das letzte Stündlein drohe. Ich zog mir die Decke über den Kopf; sie streifte sie zur Seite und küßte mich auf die Stirne. Als wäre es der Kuß meiner Mutter gewesen, schief ich ein und erwachte am Morgen fieberfrei. Nicht ich, Franz Joseph hatte sterben müssen. Offiziere kamen und sagten es uns. Wir schwiegen. Bei Nachrichten, die außer aller Ordnung sind, pflegen Soldaten zunächst zu schweigen. Am Nachmittag hieß uns ein Hauptmann aufstehen und vereidigte uns auf Kaiser Karl. Ich war so schwach, daß mich zwei Wärter stützten. Sie stemmten auch meine Rechte in die Höhe, und der eine klemmte mir seinen nach Karbol riechenden Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger, damit sie schwurgerecht aufragten. Ich fror und zitterte in der ärarischen Unter-

hose und im ärarischen, kaum bis zum Nabel reichenden Hemd und schwor schlotternd, Karl zu Wasser, zu Lande und in der Luft ein braver Kriegermann zu sein. In derselben Stunde schworen, jeder in seiner Muttersprache, die Kaiserlichen allesamt, und die meisten hielten sich daran.

Den Eid zu halten, brauchten wir kaum zwei Jahre, dann hatte sich erfüllt, was Ministerpräsident Koerber zu Conrad von Hötzendorf sagte: „Der alte Kaiser war sechzig Jahre lang bemüht, die Monarchie zugrunde zu richten, und hat es nicht zustandegebracht. Dieser junge Herr wird in zwei Jahren damit fertig werden.“

Franz Joseph enttäuschte seine Deutschen oft, die einzigen Untertanen, auf die er sich, vielleicht noch außer auf die Kroaten, voll verlassen konnte, auch wenn manche mit dem Herzen bei Bismarck standen. Er, der im Anfang versuchte, die deutsche Frage zu lösen und wenn nicht Deutscher Kaiser, so doch ein anderswie benanntes Oberhaupt des gesamtdeutschen Reiches zu werden, er, der sich als deutscher Fürst bekannte, war nach der Niederlage bei Königgrätz genötigt, den Madjaren die Mißgeburt eines zweigespaltenen Staates zuzugestehen. Seither erschöpfte sich seine Weisheit in der Treue zur Verfassung, die den Madjaren volle Unabhängigkeit in ihrem Land zusprach, worauf sie sich bemühten, alle anderen Bewohner, die Mehrheit der Bevölkerung, mit Druck oder durch Schlaueit zu madjarisieren.

Seine Verfassungstreue machte den Kaiser zum Sternbild, das niemand antastete. Wie die Mildstraße glänzte sein weißer Backenbart väterlich auf uns nieder. Was schlecht im Staate war, die Eigensucht Budapests, das Fortwursteln in Wien, die unheimliche Geschäftigkeit zahlloser Politiker, das ehrwürdige Haus so vieler Völker einzureißen, das lastete man dem Kaiser nicht an. Die Deutschen dankten ihm aber mit Liebe, weil er wenigstens die Armee, das einzige noch einheitliche Gebilde, das nach Stil, Kommandosprache und Ehrauffassung unverändert bewies, daß es eine Schöpfung aus dem Geist deutscher Reichhaltigkeit war, frei hielt vom politischen Unsinn und die Ungarn unbeugsam abwehrte, die auch da zu teilen wünschten.

Ein freigebiger, nobler, aber auch harter Mann, den eine Lawine von Schicksalsschlägen nicht niederwarf! Sein Sohn bereitete sich selbst ein unrühmliches Ende. Seine von ihm geliebte Frau war, von der Sentimentalität des Volkes verherrlicht, eine naiv romantische unruhige Wandererin und starb, erstochen von einem Anarchisten. Die Erzherzöge bereiteten manchen Ärger. Franz Ferdinand, der finstere, begabte, der vielleicht die Rettung gebracht hätte, wurde ebenfalls ermordet; nie zog das Blut eines Fürsten so ungeheure Fluten von Blut nach sich. Doch der alte Monarch wankte nicht. Fröhlich saß er am Arbeitstisch, abends wuschte er ihn selbst ab. Und als er, schon sterbend, aufrecht saß und sich die Erzherzogin Zita zum Besuch meldete, wollte er den Waffenrock anziehen, denn noch nie habe er eine Dame in Hauskleidung empfangen.

Ein Herr! Bei lebendigem Leib eine Legende, ein Arbeiter zugleich, bis in die letzte Faser pflichtversklavt, wußte er, daß es mit seinem Reich bergab ging; mußte es untergehen, so sollte dies, äußerte er, mit Anstand geschehen.

Wir am südöstlichen Saum seiner Staaten blickten auf ihn, auf das Gestirn, doch wir lugten auch hinüber zum lebendigeren Kaiser in Berlin. Weil wir Grenzbewohner das Ganze ständig fühlten, waren für uns die Herrschaftsräume beider Kaiser zusammen erst das eigentliche Reich, das seit Karl dem Großen gültige, stets den Deutschen aufgetragene, mehrfach verspielte und stets wiederkehrende. Es hatte sich durch Ungunst vorübergehend aufgespalten in zwei Blöcke, jeder mit einem Teilkaiser, die dioskurisch verbunden bleiben mußten, so dachte man weniger, so fühlte man bei uns, und es war eine völkerumfassende, allen gerechte Gesinnung, sie war abendländisch. Der Kaiser empfand das sicherlich nicht viel anders. Und Bismarck, nicht der junge, sondern der reichhaft gewordene, bestätigte dieselbe Schau durch das Bündnis mit Österreich. Hätte der greise

Stern in Schönbrunn Bismarck zum Diener gehabt, so wäre das weite Reich vielleicht zusammengewachsen. Das preußische Fundament reichte dafür nicht aus.

Nun sind fünfzig Jahre verstrichen, seitdem dieser nicht große, wenig herzenswarme, zuletzt wie ein ferne wohnender Großvater von zwölf Völkern mit Rührung geliebte Kaiser seinen kurzsichtigen Dienern gestattete, den 1. Weltkrieg zu eröffnen. Als er zwei Jahre später starb, schossen die Geschütze aller Kontinente zu seinem Begräbnis Salut. Er zog, wie jeder Habsburger als armer Erdenpilger angemeldet, in die Kapuzinergruft ein, wo man nachher um seinen Sarkophag eine scheußliche Kachelverzierung an die Wände klebte, die an ein Badezimmer erinnert.

Seine Zeit hatte keinen Stil. Er hatte ihn. Er war überhaupt nur noch Stil und Haltung, etwas eng und bürokratisch, ein Herrscher alter Schule. Ihn erfüllte der Glaube an sein Gottesgnadentum ganz. Die Tragik des Untergangs schmälerte seine Würde nicht. Als das Tor der Gruft, in der ein Dutzend Deutscher Kaiser ruht, hinter ihm zufiel, stürzten die Mauern eines kaiserlichen Jahrtausends ein. Die Könige versanken mit ihm. Die den Titel noch tragen, sind Generaldirektoren, gebunden an den Willen ihres Aufsichtsrates. Es gibt keine Könige mehr, geschweige denn Kaiser.

Als Franz Joseph starb, kreiste unser Erdteil schon lange in den Wehen einer Neugeburt. Wir wissen nicht, ob schließlich ein Monstrum zutage tritt oder der große ordnende Gedanke, der die Völker wieder eint und sie wie einst nach dem Kaiserthron aufschauen läßt zu einer alle verkörpernden Mitte oder ob es sich bewahrheitet, was Hofmiller sagte, daß im Jahre 2000 die Chinesen über den Rhein setzen werden, um die letzten Slawen aus Frankreich zu vertreiben.

Der letzte Habsburger Herrscher, der Erwähnung verdient, schuf nichts Neues, nichts Fortwirkendes, er war nur noch da; das genügte, um zwölf Völker zusammenzuhalten, die darauf warteten, zum Teufel zu laufen, glattweg zum Teufel, wie wir heute wissen.

Hätte Gott ihm schöpferisches Genie ins kühle Blut eingeflößt, vielleicht wäre er der Atlas geworden, um die Gemeinschaft aller Deutschen zu tragen. Er wollte es, so lang er jung war und ehe Bismarck nur einen Teil von ihnen zusammenschließen konnte. Hätte er Glück gehabt — die Welt wäre heute heiler. Nicht an Bismarck lag es, daß Europa zerfiel, nicht an Wilhelm II., noch allein an seinen Gegnern, es lag wesentlich auch an den zwölf Völkern, die sich souverän erklärten, weil kein Kaiser mehr da war, nachdem Franz Joseph die Augen geschlossen hatte. Vordem, ohne es zu begreifen, Stützpfeiler des Abendlandes unter dem Zepter und der Idee des Reiches, sogar noch unter der österreichischen Krone, rannten sie nun durcheinander wie losgelassene Narren, wehrlos jedes einzelne, rannten ins Unheil, das fünfundzwanzig Jahre später sie alle ereilte.

Der Zweite Weltkrieg entstand, weil die Friedensverträge von 1919 frevelhaft und töricht waren, ein fortdauernder Anschlag aufs Abendland, eine Quelle des Unfriedens. Und wieder tat ein Österreicher, Adolf Hitler, den ersten Schritt zum Krieg, indem er den deutsch-polnischen Konflikt zur blutigen Auseinandersetzung steigerte, worauf der von ihm nicht gewünschte allgemeine Krieg durch Englands und Frankreichs Kriegserklärung ans Reich entbrannte und sich weiterfraß.

Man kämpfte vor allem um die Landschaft der zerborstenen Pfeiler des Abendlandes in Osteuropa. Und dort sitzt nun das rote Rußland. Es wird dort bleiben, bis sich die Herzen der Unterjochten in Vulkane verwandeln. Oder es zieht das sarmatische Grau bis zur Biskaya und übers Weltmeer. Nicht nur Hofmiller, auch Grillparzer hat uns dieses Menetekel an die Wand geschrieben.

Die Entscheidung darüber, welches Los uns zufallen wird, halten die westlichen Staaten, wir und unsere Kinder in Händen. Wer sieht, wie einige Ideologen und Intellektuelle, allesamt tyrannische Spießbürger im Bann ihrer engen Schlagwörter und Geglauheiten, mächtige Spießbürger, weil sie über die Mittel der Meinungsmache gebieten, un-

unterbrochen im deutschen Volk Blindheit, Unsicherheit, Unterwürfigkeit, Dummheit und Unsittlichkeit zu verbreiten trachten, wer das sieht und die Folgen bedenkt, dem graut's! Ist Gott uns aber gnädig, so betreibt hier nur jener Ungeist sein Geschäft, der stets zuletzt den siegreichen Widerstand gegen sich selbst weckt und das Volk zur Besinnung zwingt.

Erzherzog Franz Ferdinand

Ein Rückblick auf den Beginn des Ersten Weltkrieges
vor 50 Jahren

Von General-Staatsarchivar Rudolf Kießling

Ehe auf die den Umbau der Donaumonarchie bezughabenden Pläne des Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand eingegangen wird, soll eine kurze Charakterisierung seiner Wesenseigenschaften sowie seiner Einstellung zum Gesamtreich und zu den verschiedenen Nationalitäten vorangeschickt werden.

Franz Ferdinand war der älteste Sohn des jüngeren Bruders von Franz Joseph, des Erzherzogs Carl Ludwig und dessen Gemahlin Erzherzogin Maria Annunciata, somit ein Neffe des Monarchen. Er verfügte über einen überdurchschnittlich scharfen Verstand, eine blitzartige Auffassungsgabe und wußte stets das Wesentliche eines politischen oder militärischen Problems treffsicher zu erkennen. Die bei einer Prinzenerziehung meistens vorhandenen Bildungslücken hatte der Erzherzog wohl selbst empfunden. In seinen jungen Jahren fehlte ihm jedoch infolge mancher Ablenkungen, vor allem wegen seiner Jagdleidenschaft, die Sammlung zum Selbststudium. Später, als er schon in verantwortungsvollen Stellungen war und als er nach dem Tode des Kronprinzen Rudolf als Thronerbe in Betracht kam, bemühte er sich ernstlich, alle auf die recht komplizierte Verwaltung der Doppelmonarchie bezüglichen Gesetze und Einrichtungen kennenzulernen, über die er sich mit Vorliebe von Fachmännern Vorträge halten ließ.

Franz Ferdinand schrieb einen klassisch klaren Stil und verstand es, seine Anträge und Vorschläge politischen und militärischen Inhaltes, wenn er sie selbst entwarf, in logischer und unmißverständlicher Weise zu verfassen. Dagegen war ihm Sprachtalent versagt geblieben. Er beherrschte Französisch vollkommen und konnte sich auch italienisch ganz gut verständigen. Tschechisch sprach er gerade noch „zum Truppendienst genügend“. Das Erlernen der ungarischen Sprache bereitete ihm aber, obwohl sich ein ungarischer Geistlicher stets in seinem Hofstaat befand, Schwierigkeiten, nicht zuletzt wegen seiner, die chauvinistischen Tendenzen der Madjaren scharf ablehnenden Antipathie gegen dieses Volk. Und als er während seines mehrjährigen Lungenleidens aus Budapester Zeitungen den Wunsch entnehmen konnte, daß er niemals zur Regierung gelangen möge, steigerte sich diese Abneigung, die sich mitunter in cholerischen Zornesausbrüchen kundtat, zum unaustilgbaren Haß.

Auch den Polen, bei denen Franz Ferdinand nicht ohne Berechtigung ähnliche Charaktereigenschaften wie bei den Madjaren zu erkennen glaubte, begegnete er mit deutlicher Abneigung, schon wegen ihrem Streben, durch Unterdrückung der kulturell tieferstehenden Ruthenen die Suprematie in ganz Galizien zu erlangen. Sogar für die Tschechen, die seit der Verweigerung einer den Madjaren ähnlichen Sonderstellung für Böhmen der Wiener Regierung in dauernder Opposition gegenüberstanden, konnte er sich — entgegen anderslautenden Ausstreunungen — nicht erwärmen. Er unterhielt allerdings gute Beziehungen zum begüterten Hochadel Böhmens tschechischer und deutscher Volks-